

MÜNCHEN / 1937 / NR. 40

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Knabenbildnis

Kurt Weinhold-Galw



Aus unserem Skizzenbuch

Stangon

Wir hatten in der letzten Zeit verschiedentlich Gelegenheit, uns mit Malern über ihre Fronterlebnisse zu unterhalten. Über das Pfliegma Sailers, der den Räumungsbehl verschief, im Trommelfeuer erwachte und die Landschaft mit den entzündenden Schrapnellwolken erst noch skizzierte, bevor er sich in die hintere Linie verzog, berichten wir an anderer Stelle. Eine hübsche Geschichte aber, die ebenfalls verdient, der Vergessenheit entziffen zu werden, hörten wir von Wilhelm Geife. Unter den Pferden einer Schwadron im Westen brach die Koxkrankheit aus. Vom Oberkommando lief telegraphisch die Weifung ein: Stelle mit Chlorfalk desinfizieren, mit Stangon anrühren. Das Zeug mußte sofort bestellt werden. Da man immer nur die Kälfte bekam, bestellte man natürlich das Doppelte, also sagen wir: fünf Doppelzentner Chlorfalk, und, na, 20 Kilo Stangon werden genügen. Der Chlorfalk kam nach zwei Tagen. Was aber nicht eintraf, war das Stangon. Telegramm: Wo bleibt Stangon? Telegramm zurück: Stangon zur Zeit nicht lieferbar, werde nochmals bringend erfragen. Eine Woche verging; die Krankheit wurde schlimmer und schlimmer. Der Chlorfalk lagerte friedlich neben den Ställen. Ob wir es ohne Stangon versuchen. Lieber nochmals fragen. Also ein Telegramm: Koxkrankheit wird schlimmer, brauchen bringend Stangon. Antwort: Stangon nicht aufzutreiben, forschen nochmals bringend nach. Verdamm! Da befahl der Kittmeister, nicht mehr auf das Stangon zu warten und den Chlorfalk ohne es anzurühren. Drei Tage darauf kam endlich ein Telegramm: Stangon Druckfehler, muß Stangen heißen.

Die Kothelfer

Schwürdens Auto hieß in der ganzen Gemeinde nur die Arche Noah.

Es war ein hohes Gefährt mit ausgefprochener Panneinnehmung. Auch Lenker von größerer Erfahrung, als Schwürden

es war, hätten mit dem vorsintflutlichem Untertum ihre liebe Not ausgefanden.

Kürzlich hatte nun der Grasegger von Eitenwang am Pfarrhof zu tun gehabt und da Schwürden in der Eitenwanger Gegend einen Krankenbesuch machen wollte, schlug er dem Grasegger vor, gleich mit ihm zu fahren. Als der Pfarrer am Steuer Platz genommen hatte und er das etwas zweifelhafte Lächeln seines fahrgastes bemerkte, sagte er tröstend: „Die 14 Kothelfer werden uns schon beisteht.“ Dann betätigte er den Anlafser; da aber der Gang nicht ausgefaltet war, fuhr die Arche so ungestüm an, daß es den Grasegger schier von seinem Sitz herabwarf.



Welden

„Schwürden“, meinte da der Grasegger, „die 14 Kothelfer ham a 3' große Gwalt; i glaab a oachthtiger Seiliger hätt aa g'langt!“

Interview

Nichts ist so zah wie amerikanische Journalisten. Auch die Jugend wurde interviewt. Der Vertreter des vierten Standes wollten deutsche Künstler der Gegenwart kennen lernen, und wir nannten einige unserer Großen: Padua, Geife, Heinsdorf, Peiner und andere. Wir gaben zu, daß das Schwabinger Schlavinerentum aussterbe, und wiesen auf die Tatsache hin, daß die ganz großen Künstler niemals Bohemiens gewesen seien. Kann man sich Dürrer, Bach, Goethe und Beethoven als Schlaviner vorstellen? Unmöglich. Unser Mann notierte sich also, daß die deutsche Kunst wieder erst zu nehmen sei. Danach erkundigte er sich nach unseren intimsten

Lebengewohnheiten und Laster. Wir gestanden, daß Wein, Weib und Gesang sich unserer Wertfchätzung erfreuen, und wir dem Thomas und Paulanerbräu, sowie den Bayerischen Landbieren kräftig zuzureden, das Froberfest besuchen und auch den Fasching nicht auslassen. Nun aber war das Interviewen an uns. Warum interessieren sich eigentlich die amerikanischen Leser für unseren Appetit? Was wollen sie erfahren? The news, Neigkeiten, erwiderte unser Journalist. Was versteht Ihr denn unter Neigkeiten? Der Amerikaner belehrte uns nun, daß es seinen Lesern weniger um das Wichtigste, als mehr um das Interessanteste zu tun sei. Was findet Ihr denn interessant? „Alles, was menschlich und ungewöhnlich zugleich ist. Alles was eine alte Dame anrufen läßt: Um Gotteswillen! Alltägliche Vorkommnisse sind für uns keine Neigkeiten, wenn Neigkeiten auch aus dem Alltag stammen müssen. Wenn ein Hund einen Mann beißt, so ist das keine Neigkeit, aber wenn ein Mann einen Hund beißt, das ist news. Ein Zeitungsbericht darf sich nicht lesen wie ein satirisches Jahrbuch, sondern muß packend sein wie ein Melodrama.“ Nun verließen wir allerdings die Kreuzfreudigkeit in den Blättern des wilden Westens!

Sündenburg und die Journalisten

Der neunzigste Geburtstag unfres allverehrten Reichspräsidenten, dessen wir mit der Sündenburgjende gedenken, erinnert uns an ein Interview, das der alte Herr über sich ergehen lassen mußte. Es war bei seiner Wiederwahl zum Reichspräsidenten. Ein Amerikaner erkundigte sich, was er tun würde, wenn man ihn nicht wiederwählte. „Dann gebe ich in die Rocky Mountains und schieße Bären.“ — „Und wenn Sie das getan haben, was tun Sie dann?“ fragte der Amerikaner weiter. — „Dann gebe ich zu Ihrem Präsidenten und frage ihn, ob die Journalisten an ihn auch so dumme Fragen richten“, antwortete schlagfertig der alte Herr.



Toledo. Rechts im Hintergrund der Alcazar

Guido Tallone, Mailand

Die Helden von Toledo

Zum Jahrestag der Befreiung

Um des Alkazar trutzige Mauern brandet
die rote Flut. Noch steht der stolze Bau
wie eine Insel in dem Meer der Feinde
Zwölfhundert Tapfere birgt das feste Schloß
mit Weib und Kind: Die Helden von Toledo.

In dunklen Kellern haufen Frauen, Kinder,
Vorräte lagern dort, und Munition.
Tod und Verderben speit die Burg Toledo's.
Die Frauen pflegen die Verwundeten
Und Kinder tragen Waffen auf die Wälle.

Fünf Wochen lang schon halten sie die feste,
Die Helden von Alcazar weichen nicht.
Ecktürme krachen, eine Breche klappt,
Sie werfen ihre Leiber in die Lücke,
Ein rascher Ausfall, und es flieht die Menge.

Fernprediger schreit. Wie, gibt es denn Verbindung?
„Oberst Moscardo!“ — „Hier.“ Dort spricht der Feind!
„Ergibt Euch jetzt! Denn Widerstand ist zwecklos!“
Des Feindes Stimme höhnt: „Ihr glaubt es nicht?
So hört, Moscardo, Euren eigenen Sohn!“

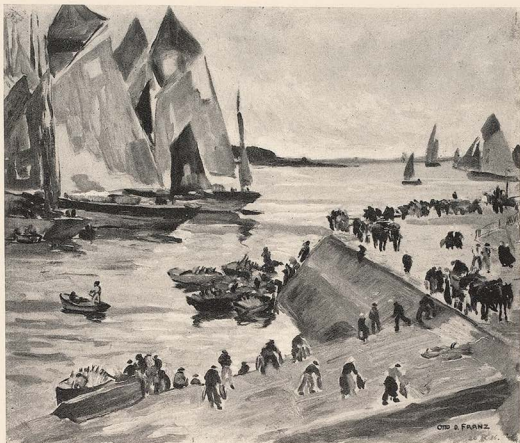
Tun spricht der Sohn zum Kommandanten: „Vater!
Sie töten mich, wenn Ihr Euch nicht ergebet.
Doch tu das Richtige!“ Moscardo überläßt's
Und er sagt fest: „Du bist Soldat, mein Sohn!
Zwölfhundert rettest du mit deinem Leben.“

Viva España ruf, und stirb als Held!“
Und wieder höhnt der Feind: „Hört Ihr, Moscardo?
Ergibt Euch und Ihr rettet Euren Sohn!“
Ein hartes Nein! und der Genosse flucht.
„Es lebe Spanien!“ rief der Sohn, und starb.

Die Tapferen dort, verloren nicht den Glauben.
Trotz Bomben, Flammennot und Dynamit.
Ein Knabe wird geboren in den Kellern.
Alcazar heißt er, und die Mutter lebt,
für alle aber starb Moscardo's Sohn.

Gerettet steigen Tausend aus den Höhlen
Und sinken ihren Brüdern in die Arme.
Sie, und die Starben, trotzen einer Welt.
Ihr Opfer wird ganz Spanien entflammen
Und ruft das Volk in Einigkeit zusammen.

C. X.



Ausfahrt

Otto D. Franz

Kunstfreund und Künstler

Nicht jeder Kunstfreund malt. Und wie es scheint, ist auch nicht jeder Maler oder ausübende Künstler ein Kunstfreund. Ein Beispiel dafür sind jene Professionelle, die zur Verbesserung ihrer Lebenslage ein Instrument bearbeiten, — indem sie gewissermaßen die Mäusen pfundweise durch die Fleischmaschine drehen.

Aber es ist schon und erstrebenswert, wenn Künstler und Kunstfreund in einer Person vereinigt sind. Die Kammerkonzerte von Dilettanten sind oft nicht die schlechtesten, und mancher Künstler, der die Malerei zu seinem Lebensberufe erwählt hat, mag ehrfürchtig staunen vor dem Wissen eines Kunstfreundes, der alte Meister kopiert, nur um sie besser genießen zu können.

Unter den Kunstfreunden, die zugleich

Künstler sind, nehmen die „Quartalsmaler“ einen besonderen Rang ein. In der Regel gehen sie irgend einem bürgerlichen Berufe nach. Oft läßt monatelang nichts bei ihnen den Maler vermuten. Plötzlich aber packt sie die Malleidenschaft. Der Anlaß ist meistens unbedeutend: Ein hübsches Gesicht oder ein ländlicher Bummel durch schöne Landschaft. In der nächsten freien Minute werden Farben und Malgründe fertig gemacht. Es kostet noch eine leichte Überwindung, das Malgerät hervorzukramen. Aber der föstliche Terpentin- und Ölgeruch besiegt bald alle Trägheit. Nun werden Ferien und Freizeit der Malerei geopfert. Weltbekannt ist der französische Zollbeamte Henri Rousseau, dessen Bilder vor etwa zehn Jahren auf jeder internationalen Aus-

stellung zu sehen waren. Aber auch in München gibt es solche Beispiele; so der Chemiker Dr. Albert Kobbe mit seinen Alpenlandschaften.

Bekannter noch ist Otto D. Franz, der malende Justizrat. Als er noch Juristerei studierte, trieb es ihn zur Malerei. Angelo Jank, der in ihm einen Köhner erkannte, nahm ihn in die Akademie auf, und er studierte neben der Rechtsgelehrtheit bei Jank und Sabermann die Kunst des Pinsels. Franz ist Mitglied der Münchener Künstlergenossenschaft und hat eine Reihe von Bildern beim Brande des Glaspalastes zu beklagen. Unter seinen liebsten Studien sind die aus bretonischen Fischerdörfern, zu denen wir hier zwei Skizzen zeigen. Er erzählt gerne von dem Leben und Treiben des farbenfreudigen Fischer-



Rückkehr

Otto D. Franz

völkchens, von dem fest der Blauen Vöge — die Fischer färben ihre Vöge blau, um sie den Fischen weniger sichtbar zu machen —, und von nächtlichen Tunfischfängen.

Die hier wiedergegebenen Skizzen wurden mit mehreren anderen an einem regnerischen Vormittage am Fenster gemalt.

In seiner Eigenschaft als Anwalt wohnte der Künstler 1924 dem Zittler-Prozess bei, in welchem er sämtliche Hauptbeteiligte, Beklagte und Kläger skizzierte. Er machte diese Bilddokumente später dem Führer zum Geschenk, der ihm in einem sehr herzlich gehaltenen Briefe seine Freude darüber ausdrückte.

Wie nicht anders zu erwarten, ist Otto D. Franz auch Kunstkennner und Sammler, er musiziert und hat eine besondere Freude daran, Bläser und Streicher auf Papier oder Leinwand zu bannen. Er ist nicht nur Münchener Maler, sondern auch ein

ausgezeichneter Kenner der Münchener Kultur- und Kunsttradition. Er versteht sich auf die Juristerei ebenso wie aufs Karikaturenzeichnen — bis ihn wieder die Malleidenschaft packt und er verweist.

E. K.

Vergälte Dein Leben nicht

Halte Dich frei von Gesellschaftsphantasen,
Gehe mit gradem Sinn durch die Welt,
Kaust manchen Menschen fallen lassen,
Aber Dir doch nur Dein Leben vergälte.

Carl Bruer.

Auf dem Hausball

Anton v. Werner gab einen großen Hausball. Er hatte es schlecht getroffen, denn ein großer, öffentlicher Ball zog ihm seine angestammten Tänzer ab, so daß er von den Herren eine Menge Absagen erhielt. Sein Freund, der Kommandeur der Alexander, half ihm aus der Verlegenheit und schickte ihm eine Reihe seiner jungen Leutnants als Tanzbeine.

Leutnant v. K. führte die Tochter vom Hause, und zwischen beiden entspann sich folgendes Gespräch:

„Sagen Sie, mein gnädiges Fräulein, was haben Sie hier für eine fabelhafte Menge von Bildern an der Wand?“

„Ja, die hat alle mein Vater gemalt.“

„Selbes Ersttaunen. „Ja, malt denn Seine Exzellenz auch?“



R. 39. WINDHUND

Russischer Windhund

Josef Dillis

Die Schwalbe

Von Selmut Kindler

In den Zeitschriften für Naturfreunde wird jetzt viel darüber geschrieben, ob Tiere ihr Leben freiwillig beenden, wenn sie verzweifelt sind. Die Geschichte von der Schwalbe, die hier folgt, soll nicht dafür sprechen, auch nicht dagegen. Denn ich weiß nicht, ob die Schwalbe sterben wollte.

Damals fuhren wir mit einem deutschen Fracht-Dampfer von Neapel nach Nordafrika. Es war später Nachmittags, als wir den Hafen verließen. Die kleinen Frachter blieben zurück. Der Pilot ging von Bord. Neapel und Capri sanken in das Meer zurück. Nur die Möven beglei-

teten uns noch, flogen freischend um den Bug, flatterten um den Schornstein und begannen ihr Spiel von neuem.

Da sahen wir unter den Vögeln, die uns begleiteten, auch eine Schwalbe. Sie fiel uns auf, weil sie als Schiffs-Begleiter so ungewöhnlich war.

Eine Stunde später, als wir den Golf von Neapel schon verließen, kam uns die See in hoher Dünung entgegen, obwohl es noch windstill war. Die Dünung läuft oft einem Sturm voraus. Die Sonne sank ins Meer in seltsamen, unbeschreiblich schönen Farben. Nebelwände...

In der Nacht kam der Sturm. Er peitschte Regen-Wellen vor sich her. Die See wurde immer größer. Sie sah im Morgenlicht trostlos aus. Die Schiffs-schraube wurde weit aus dem Meer gehoben. Dann zitterte der ganze Schiffsrumpf unter dem toll gewordenen Lauf der leer arbeitenden Schraube. Und dann schlug unfer Seck giicht-schlagend in das Meer zurück.

„Mein Gott“, rief der Erste plötzlich, „da ist ja die Schwalbe noch!“

Das Tier war wohl nicht rechtzeitig zum Land zurückgeflogen. Es blieb bei unserem Schiff, seinem einzigen Schutz in der schaumbedeckten Wasserwüste. Manchmal riß der Sturm die Schwalbe weit zurück. Dann kämpfte sie sich wieder tapfer vor, bis sie den Dampfer erreicht hatte. Mit regennassem Gefieder rubte sie sich in den Ketten der Seebäume an den Masten aus.

Wir versuchten mit aller Vorsicht, sie einzufangen. Aber sie stieg hoch, sobald man sich ihr näherte.

Unsere Hoffnung, noch am Abend den afrikanischen Hafen zu erreichen, sank zusammen. Die See stieg höher. Elf oder zwölf See-Meilen liefen wir beibarem Wetter. Jetzt zeigte das Log nur noch 6 an, dann 5, dann 4... Und eine andere Hoffnung sank zusammen, von der keiner sprach: daß die Schwalbe mit uns das rettende Land erreichen würde.

Der Steward rief zum Mittag. Er hatte Schlinger-Hölzer über den Tisch gespannt. Trotzdem tanzten Teller und Bestecke ihre eigenen Wege. Keiner wollte essen. Man lief schnell wieder zur Brücke und sah sich um.

Ja, das Tier flog noch immer mit. Es war schon müde und abgekämpft. Die Windböen rissen es immer weiter vom Schiff fort. Dann starrte man lange Minuten nervös hinaus. Hatte die Schwalbe noch Kraft genug? Jeder armete auf, wenn sie wieder das Schiff erreicht hatte, und jeder schämte sich etwas vor dem anderen.

Es wurde Abend. Himmel, Wolken und Meer waren so trostlos wie am Morgen. Himmel, Wolken und Meer waren wie ein vom Sturm wund geschlagener Leib.

Die Schwalbe kämpfte noch immer um ihr kleines Leben.

Immer größer packte der Sturm das Schiff. Der Dampfer arbeitete furdertlich.

Ich sah die Schwalbe im Tauwerk des Seebäumens sitzen. Sie war so schwach, daß sie sich kaum noch halten konnte, wenn ein Windstoß das Schiff rampte.

Und dann sah ich sie plötzlich aufsteigen.

Ja, sie flog mit wunderbarer Leichtigkeit neben dem Dampfer her. Immer höher stieg sie. Nun hatte sie schon die Höhe der Mastspitzen erreicht. Und dann stieß sie senkrecht hinunter. Mit aller Kraft ihres Fluges stieß sie wie ein Pfeil nieder, schlug auf das Wasser — und war von Sturm und Wellen fortgetragen...

Der Fußballklub saß so in der Tinte . . .

Was Schleich in der „Besonnenen Vergangenheit“ nicht erzählte. Von Hermann Ulbrich-Hannibal

Schon als Student verfeuerte Carl Ludwig Schleich in dem Hause seines zu Fünftägigen Schwiegervaters, des Eisenbahnpräsidenten Eißschläger. So sehr dieser alte Herr die Musik liebte, denn nur zum Musizieren hatte er Gäste, so sehr hielt er stets darauf, daß die abendlichen Besuche in seinem Hause nicht zu lange ausgedehnt wurden. Gewöhnlich betrat er mit einer Laterne in der Hand das Gastzimmer und sagte: „Nun, meine Herrschaften, mal muß auch Schluß gemacht werden. Der alte Vergemann Eißschläger gibt das Aufbruchsignal.“

Als Schleich eines Abends der einzige Gast war und sich trotz der vorgerückten Stunde nicht zum Gehen anschickte, klopfte ihm der alte Eisenbahnpräsident auf die Schulter: „Na, sag mal, Carl, wann willst du eigentlich nach Hause gehen?“

Schleich sagte, da er schon an die Ermahnung des gastlichen Hausvaters ge-

wöhnt war, ohne sich beim Musizieren stören zu lassen: „Das möchte ich von dir erfahren.“

Eines Tages klingelte die junge Hedwig Eißschläger bei Schleichs, um von dem alten Doktor Schleich eine Fingeringektion behandeln zu lassen. Sie traf aber nur den Sohn an. Da er kurz vor der Beendigung seines Studiums stand, bot er sich der Geliebten zur Vertretung seines Vaters an.

Sie ließ ihn gewähren und biß mutig die Zähne zusammen.

Als Schleich dann mit der Behandlung fertig war, schaute er ihr in die Augen und sagte: „Mir tat es noch weher. Wenn doch die Gnade zuteil würde, Schmerzlosigkeit zu erfinden, damit man lieben Menschen, überhaupt der Menschheit Qualen ersparen könnte.“

Seit diesem Tage ließ ihn dieser Ge-

danke nicht mehr los, bis es ihm nach acht Jahren gelang, die Lokalanästhesie zu erfinden.

In den Romanen geht die Liebeswerbung gewöhnlich mit den Worten, „Darf ich um Ihre Hand bitten?“, vor sich. Bei Carl Ludwig Schleich aber nahm sie einen ganz anderen Weg.

Als er einmal — lange vor seiner Verlobung — auf einem Ausflug mit Hedwig Eißschläger — seiner späteren Frau — einen Friedhof berührte und alte Grabkreuze zählte, sagte seine Begleiterin: „Eigentümlich, die Männer kennen die Namen, die einst auf ihrem Grabstein stehen werden, wir Mädchen aber nicht.“

Mitzuhelfen antwortete Schleich ganz fest: „Ich meine ihn für Sie zu kennen.“ Und als das junge Mädchen über diese Dreistigkeit erboß davonliefe, rief er ihr nach: „Und ich behalte Recht.“

Schleich hatte ein sehr gutmütiges Herz. Herzengüte und freigebigkeit waren zwei seiner Hauptcharakterzüge, und überall, wo er helfen konnte, tat er es mit großer Freude, auch wenn er dadurch selber Not leiden mußte.

Zu jener Zeit, als ihn die gesamte Ärzteschaft wegen der temperamentvollen Verteidigung seiner Lokalanästhesie auf dem Ärztekongreß boykottierte, und er an manchem Abend trocken Brot essen mußte, war es für ihn schwer, im Laufe des Monats immer die Wohnungsmiete zusammenzubringen.

In dieser Zeit entdeckte einmal seine Frau, daß die mühsam zusammengepaarte Miete nicht mehr vorhanden war und stellte ihren Mann zur Rede. „Der Fußballklub“, gestand der große Arzt und Dichter, „saß so in der Tinte, da hab ich es ihm gegeben.“

Ein anderes Mal in dieser schweren Zeit, kam er eines Morgens nach durchphilosophierter Nacht mit seinem Freunde Strindberg zusammen in seiner Wohnung an.

Während Strindberg auf der Diele Platz nahm, schlich Schleich in das Schlafzimmer seiner Frau: „Peterchen — so nannte er sie immer — gib mir ein paar Mark, Strindberg hat noch keinen Kaffee getrunken.“

Entsetzt über dieses Verlangen, da sie in dieser Zeit jeden Groschen vor dem Ausgeben dreimal umdrehen mußte, sagte sie: „Aber wir beide auch nicht.“

Er bat jedoch herrschend: „Aber denk dir, der große Strindberg.“ Und da konnte sich auch die Gattin nicht mehr weigern, noch vom Letzten zu geben.



Liselotte

Kurt Weinhold-Calw

Schleich war ein Langschläfer. Nachdem er bereits im Morgengrauen schriftstellerisch gearbeitet hatte, schlief er bis in den Vormittag hinein.

Einmal erschien er aber schon morgens nach sieben Uhr auf der Bildfläche. Als seine Frau darüber ihr Erstaunen äußerte, jagte er mit wichtiger Gebärde: „Man könnte sonst ein Glück veräümen.“

Und richtig, als wenn er es geahnt hätte, erschien an diesem Morgen das Glück in Gestalt eines Gelbrieftägers, durch den ihm ein reicher Mann, den er den Klauen des Todes entziffen hatte, zur Belohnung viertausend Mark überbringen ließ.

Sicher hatte er aber nicht gedacht, daß das Glück so groß sein würde.

Gewöhnlich war Schleichs morgens um vier oder fünf Uhr begonnene schriftstellerische Arbeit auf der Loggia gegen sieben Uhr beendet. Dann war das Kind, wie er das geistige Produkt immer nannte, zur Welt gekommen, und dann froh er wieder unter die Bettdecke, um noch zu schlafen.

Eines Morgens aber blieb er seiner Gewohnheit entgegen aus. Seine besorgte Gattin erhob sich, ging auf die Suche nach ihm und entdeckte ihn in der Loggia, wo er kniend auf dem Steinboden saß und eifrig mit völlig ungeeigneten Chemikalien und Säuren versuchte, einen großen Tintenleck auf dem Zementboden wegzuschleuern. Seine Frau fragte ihn erlaut: „Warum läßt du das denn nicht von dem Personal machen?“

Er antwortete ganz kleinlaut: „Ich wollte dir den Ärger ersparen. Und weißt du, diese Arbeit ist gar nicht übel zur Entspannung nach der geistigen Arbeit, nur schade — und dabei wurde er noch kleinlaut — daß der Fleck dabei noch größer geworden ist.“

Schleich war ein beliebter Redner. Seine Vorträge waren meist so überfüllt, daß gerade noch der Platz am Vortragspult für ihn frei war. Sein Temperament lockte jedesmal zahlreiche Zörer an.

Gewöhnlich legte er sich seine Vorträge vorher im Kopfe zurecht. Infolge seines außerordentlich lebhaften Temperaments sprach er aber meist etwas ganz anderes als er beabsichtigt hatte, so daß es sogar vorkam, daß das angefündigte Thema von ihm in seinem Vortrage gar nicht berührt wurde.

Da mußte Abhilfe geschaffen werden. Seine Gattin begleitete ihn nun zu seinen Vorträgen und nahm in einer der vordersten Reihen Platz. Wenn Schleich dann in seinem Vortrage von seinem Thema abkam, neigte sich der Kopf seiner Gattin nach rechts, und er wußte, daß er von etwas ganz anderem sprach und lenkte wieder zu seinem Thema zurück.



Steinhauerhütte im Bayerischen Wald

Hans Ott

Vor dem Regen

Von R. G. A. Gäßle

Die Straße, steinbeplastert, wendet sich
Durchs Laub der Bäume, sommerlich ermattet.
Das schlechte Wetter kündigt sich
Am Himmel an, von Wolken überschattet.
Die Häuserfronten ragen tot und blind
Ins müde Grau der stehengebliebenen Stunde.
Die Lüfte sehnen sich nach Wind
Und einer Spur von Leben in der Runde.
Ein Leierkasten läßt sein schrilles Lied
Aus einer fernem Hoffschlucht schaurig hallen.
Ein Kettenhund heult traurig mit . . .
Jäh stummt der Lärm: Die ersten Tropfen fallen . . .

Die Herrin der Wölfe

Eine Erzählung aus den serbischen Grenzwäldern. Von J. A. Schlein

Wie eine unübersteigbare Mauer wuchert der Wald gegen den Himmel. Jäh und unverbrüchlich halten die ragenden Stämme zusammen und fallen nicht eher, bevor ihnen der harte Stahl ins Herz dror.

Mit mächtigen Arthieben bändigt der glöcker Stevo Michailowitsch Tag um Tag die auffässigen Leiber der trugigen Bergwaldreden, treibt ihnen Falte, leblose Eisenklammern ins Mark und knebelt so die freien Hochwaldriesen zu mächtigen Flossklumpen, bis sie in wirbelnder Schuffahrt über Schluchten und Wehre noch einmal zu hintergründigem Leben erwachen. Denn manch eine dieser hölzernen Kreaturen, die mit zitterndem Wipfel in die Wolfschlucht zu Tode stürzte, bäumt sich nun plötzlich wieder auf gegen Fessel und Gewalt, widersetzt sich den brüllenden und tofenden Stromschnellen, daß das mächtige Bohlenruder zum Spielzeug wird und der Gischt wütend über die Balken schäumt.

Solch Werken macht Fühn und trotzig und erfordert das Herz eines ganzen Mannes. Stevo Michailowitsch aber liebt die rüchischen Wirbel hinter den felsnafen, liebt auch den ewigen, lauernnden Kampf mit der halbtoten Kreatur, die immer wieder aufs Neue auf Kache sinnt. Liebt vor allem Joana, die Tochter des Stromwächters, die man oben bei den Holzfällern, Wilddieben und Stromschmugglern die „Herrin der Wölfe“ nennt, weil sie niemals ohne diesen struppigen ergebene Teufel zu sehen ist, in dessen schmalen grünen Kaubtierlichtern ewiger Zunger wie Funken freist. Ohne Verlaß für andere glüht darin für Joana eine wachsame Treue als stumme Erinnerung an Rettung vor wehrlosem Zungertod in eisfärer Winternacht.

Stevo liebt Joana, wie sie es haben will. Mit schwerender, ungebändigter Blut im Herzen. Wie eben Menschen fühlen, denen das Blut wie Feuerbrand durch die Adern raucht.

Der Stromwächter ist hart. Er fennt das nackte, dürstige Leben im Kampf um die Stämme und weiß, was seine schwarze Wildkatze wert ist. Auch die Holzfäller rundum wissen es und treiben mit wilden Arthieben ihre branddoten Wünsche den Stämmen ins Mark. Keiner spricht je ein Wort darüber, aber allen flackert diese feurige Liebe wie Waldbrand im Herzen. Denn der Sang der Wälder ist Einsamkeit und auch der Strom raucht nur sein ewig altes Freiheitslied.

Sie hassen Stevo Michailowitsch. Weil manchmal in wetterschweren Nächten, wenn der Sturm in den Tausenden von Wipfeln orgelt, Joana in die Wolfschlucht hin-

unterklettert und eine Pechjackel aussteckt zum Zeichen, daß der Karabiner ihres Pflegevaters ruhig an der Wand hängt. Dann wartet stets oben am Gang die Wölfin mit bebenden Flanken auf die Rückkehr ihrer Herrin.

Wie ein Kind freut sich Joana stets auf diesen kargen Tropfen Glück. Wenn er so im Jackelschein über die tofenden Strudel reitet, mit den wuchtigen Schenkeln, die selber Stämme scheinen, die Stöße der Balken abfedernd und sie jedesmal mit einem wilden Schrei begrüßt. Sekunden nur währt dieses Wiedersehen, weil jede Unachtsamkeit hier auf den Stromschnellen zum Spiel mit dem Tode wird. Einmal — Joana wußte es — würde sie über die Felsen aufs floß hinüberspringen und wenn sie von den Wirbeln in die Tiefe gerissen würde. Denn es währte immer endlos lange Tage, bis Stevo aus

den Städten zurückkam. Und Joana ahnte die Niederungen und vermochte die Angst eines Waldriters nicht aus dem Herzen zu reißen.

In dieser Nacht war Stevo Michailowitsch wieder fällig! Schwefelgelbe Streifen vermählten sich hart und ohne Übergang mit den purpurroten Tinten am Horizont. Langsam enthüllte der Wald aus fahlem Zwielficht sein Nachtgesicht. Schattenlose Dinge webten über die Lichtungen und der Wind blies abwegige Melodien durch die Stämme. Aufgeregt rief die Wölfin an der Stablkette, bis der Schaum zu Boden tropfte. Joana wußte, daß die Nacht günstig zu werden versprach, denn abergläubisch mieden die Holzfäller den nächtigen Wald.

Durch die Stämme bligten zitternde Lichtreflexe aus dem nahen Blockhaus, dessen Schießfluren an Fensterläden und



Spanierin

Guido Tallone



Porträt von Maria Chiappelli

Libero Andreotti

Turboblen seltsamen Frieden fündeten. Wolfsjelle auf Boden und Bänken zeugten von unerbittlichen Kämpfen in frohklaren Winternächten. Durch die Fenster klang aufgeregetes, lautes Feilschen.

Erkannt und unwillig musterte Joana den fremden Besuch bei ihrem Pfleger. Vater und auch die Wölfin stieß feindselig mit der Schnauze gegen die fußspuren und nahm den fremden mit schrägem, verschlagenem Blick in die funkelnden Lichter, der plötzlich hakerfüllt aufsprang:

„Schaff den Teufel aus der Stube, oder mich reut der Handel!“ ...

„Welcher Handel?“ — Die Worte freuzten sich hart und scharf wie Klängen. Joana erfuhr von ihrem Vater, daß er den Grenzwald an der Wolfschlucht sechsen verkauft habe für einen Preis, der in ihm den letzten Widerstand erwürgt hatte.

„Der Scheck ist gut! Du bist jetzt reich, Joana und es gibt keinen mehr im Wald, der zu dir paßt! Leinen in Zariboo wird man uns bares Geld ausbezahlen!“

Der Fremde riß mit breitem Grinsen und schlecht verhaltener Eier plötzlich

den Scheck wieder an sich: „Ihr habt mich nicht ausreden lassen. Mit dem Wald allein ist mir noch nicht gedient. Man braucht bei uns drüben noch solch einen ungezähmten wilden Teufel, der alle Grenzsteige kennt, der die Wölfe, Strauchdiebe und Strompiraten zähmt. Eure Tochter ist, wie ich sehe, die richtige Mischung. Gebt mir das Kästchen in Obhut und ihr braucht das Geld gar nicht erst zu belesen — ich nehme es als Mitgift wieder mit.“

Der Stromwächter griff nach dem Zwilling und warf einen schnellen Blick auf Joana, die unbemerkt der Wölfin den Fangriemen löste.

„Wir rechnen hier oben mit Banditen anders ab als Ihr denkt!“ ...

Der Fremde schloß die Lider bis zu einem schmalen Spalt, um eine Stichflamme darunter zu verdecken, sog lächelnd einen zierlichen Dolch mit dem seltsamen silbernen Griff eines Totenkopfes aus der Brusttasche und rannte den Stab in die eichenen Bohlen, daß die Klinge federete:

„Kennt ihr das Feischn?“ ... Der Stromwächter ließ den Zwilling

wieder fahren: „Ihr seid Komitadschi!“ ...

Befriedigt nickte der Fremde: „Dann wißt ihr, daß bei uns der Dolch reichum geht und zehn Kächer für einen Mann aufstehen. Der Preis ist billig, denn die Chance steht zehn gegen zwei für euch, überlegt euch die Antwort bis morgen!“ ... „Ihr könnt sie gleich haben!“ ...

Joana riß mit einem blitzschnellen Griff den Dolch an sich und gab die Wölfin frei. Zwei schwere Körper krachten zu Boden. Durch den Raum gellte ein gurgelnder Schrei und über die Eichenbohlen sickerte ein Blutstrom. Um eine Sekunde zu spät krachte es aus dem Zwilling des Stromwächters, denn die Wölfin hatte dem Komitadschi bereits die Kehle durchbissen und knickte nun, von den Kugeln getroffen, in den Läufen zusammen.

Schwer sank Joana in die Kniee und streichelte der Wölfin über das Fell. Kix dem Bandenführer den Scheck aus der Tasche und steckte den seltsamen Dolch in ihren Gürtel. Sturm fauchte gegen die Türbohlen und brachte die mächtige Petroleumlampe zum Schwanken, so daß gespenstische Reflexe über den Toten glitten. Wortlos lud der Stromwächter den Komitadschi auf die Schulter, packte die tote Wölfin bei den Läufen und schwankte mit unsicherem, schaukelndem Schritt in den nachtdunklen Wald hinaus — der Wolfschlucht entgegen.

Auch Joana wußte, daß diesem Teufel wenig später die Hölle auf dem Fuß folgen würde und ein zweiter Dolch im Türrahmen die Nacht der Komitadschis versprach. Mit fliegenden Händen verlorste sie das Licht, um den flackernden Schatten zu entkommen und rannte mit keuchenden Lungen zum Strom hinunter. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis Stevo Michailowitsch in die Schlucht einbog. In den nächsten Minuten würde sie ihn tot oder lebendig besitzen, denn längst hatten die Holzsäler nach altem Brauch um sie gewürfelt. Von da ab lauerete der Tod hinter allen Stämmen und auf allen Wegen.

Mit äußerster Vorsicht kletterte Joana auf den letzten Felsen hinaus, der dem wild anflühenden Strom festen unablässigen Kampf bot. Mit brennenden Augen starrte sie den hochoben und brodelnden Wassermaßen entgegen. In das Donnern der Schlucht mischte sich plötzlich ein peitschenartiger Anfall, dem eine ganze Salve folgte. Ein keuchender Schrei „Joana!“ überrottete das Brüllen der zu Tal stürzenden Flut. Dann tauchten mächtige, riesenhafte Stämme wie schwarze Schlagstrahlen aus den Wirbeln, stiegen sekundenlang steil und jähronig aus dem Sog, um dann in rasendem Lauf über die Fälle hinunter zu jagen.

Joana straffte die Muskeln und schnellte im Augenblick der kürzesten Entfernung wie ein Panther vom Felsen auf das Floß hinüber. Stevo Michailowitsch hing sie mit blutüberströmter Hand an und küßte ihr die gellenden Schreie von den Lippen,

während er mit der anderen Hand das von Schüssen durchlöcherter Balkenruder herumwarf, um nicht gegen die Felsenwände zu prallen. Gischt sprang ihnen um die Köpfe und manchmal tauchten die Stämme, vom Strom gezerrt und geschüttelt, knietief unter die Flut. Dann stemmte sich Stevo Michailowitsch gegen das Ruder, bis die Röhre zusammen und hielt den brennenden Arm mit den bohrenden Steckschüssen gegen den anstürmenden Gischt, der die höllische Mut des Wundstiebers mit Tadelstichen erlöschte.

Unten im Klobbafen, wo die Kesselzangen sich öffnen und dem Strom die Freiheit wiedergeben, konnten sie Stevo Michailowitsch den Toppennägel nicht ohne den Arm vom Leibe trennen. Es kostete mehr

Geld, als ein Holsfäller im Jahr verdient. Deshalb Joana nach Jaribod hinuntergaloppierte.

Der alte serbische Holschacherer griff mit gelben verkrümmten Fingern nach dem verwaschenen blutfliegigen Zettel, auf dem eine schöne Summe für einen verkauften Grenzwald zu lesen stand. Eine Sekunde lang grinste der Alte spöttisch, dann verzerrte er den Scheck zu jenen:

„Ihr habt das Wichtigste vergessen — ein solcher Wijsch öffnet bei uns keinen Tresor!“ ...

Mit hartem Ruck stieß Joana den Dolch des Komitadschi in die Tischplatte, daß der Alte eine schiele Rinne zwischen die Backenknochen bekam und mit pfeifendem Atem aus einem mächtigen Geldschrank

abgegriffene schmutzige Banknotenbündel abblähte.

Tief unten im Flachland, wo der Strom längst Vernunft annimmt und Dampfer trägt, warf Joana den Dolch in die schmutzig graue Flut, um die Kerre des Morwes zu zerreißen. An jener Stelle, wo sie zusammen ein Haus an den Strom bauten. Denn Stevo Michailowitsch hat einen leeren Armel, dem kein floß auf der Morawa mehr gehorcht. Und manchmal bedeckt ihm Joana mit zahllosen Küffen die brennenden Augen die immerfort in die Wellen starren, die aus einer ferne kommen, wo mächtige Bergwälder den Horizont abriegeln, wo der Dolch die Besengetreide vertritt und der Strom sein uraltes Freiheitslied singt.

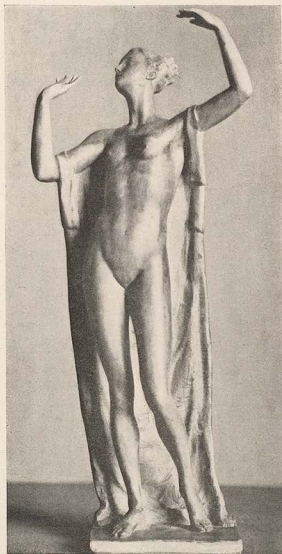
Achtzehnhundert...

Von Jörg Enghsalf

Wieder pflügt auf seinem Feld der Bauer. Wieder sammeln sich zu weitem Flug die Vögel und die Bäume färben wieder ihre Blätter... Die Kraft der Sonne ist gemindert, der See liegt faul in letztem Glanz im Tal, dran führt der Weg von Aierschwang nach Buch vorbei... ohne Humor, fast grantig, geht ihn der alte Bürger, schiebt mit seinem Hackelstecken nach... „ich a wober, so wie eger die Leut sind, man glaubet schon, daß man kein mehr anreden dürst, wenn man da amal a Wort sagt... weil 's schon gar kein Sinn auch it hat... a bisl nachgeben konnt jeder... aber wie die Leut jetzt dahervachsen!“ und der Hackelstecken haut in den Boden, daß die Steine sprühen, da... es muß wohl ein Feuerstein gewesen sein, von dem springt gleich das Feuer weg...

Drüben am Gang äckert der Gori. Äckert, wie man äckert, it zu leicht, it zu tief... wie man halt äckert... er sieht den Bürger daherkommen, er wollt grad am Weg aufäckern, umgedreht hat er schon, da sitzt er sich auf 'n Pflug, d' Ochsen wollen auch ausruben isch it gar so leicht, da den steinigen Mädlacker umzureißen: „So, Bürger, machen wir schon wieder heimzu?“ „Mmm“, mehr isch vom Bürger nicht zu hören, fleißig schiebt sein Stecken nach... fleißig geben seine Füß... mmm, weiter nir... der Gori nimmts Leitteil wieder in die Hand, hü, hot... was der heut hat?

Beim Wanger fuhrens Grummet ein auf der Seewies... „Ei o, der Bürger, geht it gar da der Bürger...“ D' Wangerin will ihn was fragen, soll ihn was fragen, aber es ist nichts zum machen, als ob er tödri wär, marschiert er weiter. Was bleibt ihr über, sie nimmt d' Gabel wieder aus 'm Boden und spitzt weiter



Ferner Klang

Professor A. Grath



Ernte

Josef Lipp

Grummet auf, er, der Wanger, der auf 'n halbvollen Fuder steht, schimpft so schon, „rennt allweil weg, daß man ja it beim-fommt, was hãt denn dem Burger wollen?“

Jetzt wird der Weg moosiger, tiefer runter geht er, ins Tal. Die Steine sind verschmunden, leichter tritt es sich auf, das macht auch den Burger ruhiger... „weil 's woob ich, bleibt nicht jetzt auch noch sein Stecken auch stecken... einfach auf offenem Weg, im Dreck bleibt er stecken... plagen muß er sich, bis er ihn rausbringt... weil sie daheim nichts wissen braucht, nein, seine Alte braucht davon einfach nichts zu wissen, daß, wie es ihm heit gangen ist...“

Beim Heiminger blühen die Stockrosen. Wie sie am Saum stehen. Rote, weiße, blaue und scheidige, wie die sich an den Saum lehnen, sich Halt geben und den Saum halten, mit ihren Blättern spielt der Wind, die Sonne mit den Farben ihrer Blüten und dahinter steht ein Zweifelhainbaum voller blauer Früchte, deren Schimmer in die bunte Pracht jungfräuliche Unterwürigkeit bringt. Eine Dalienstaude schießt knallrote Sterne bawänschen, leuchtet mit dem fetzgrünen Blättergewirr, traufst vor überhewenglichem Getue, vor östlicher Pracht...

Der Heimer macht gerade an seinem Schubkarren das Kadl: Weil 's Duben immer zammfahret! A pfeninggutes Kadl, aber zwei Speichen haben s' ihm wieder eindruckt, wie sie 's nur fertig bringen... Der Burger stapft vorbei. „Quata z' War!“ Der Burger schaut auf, „a, a,“ bleibt stehen, ja, wirklich, er bleibt stehen, stellt sich vor 'n Heiminger hin, „flücht 'n Schubkarrn?“ „Ja, mei, Dubn, kennst es ja, Dubn!“ „Sind wir selber auch amal g'wesen“, lacht der Burger, „woast es nimmer, mit 'n Hans-Hans seiner Windmühl...“ Der Heiminger woast, freilich weiß er 's noch... die Windmühl... „was ich sagen wollt“, redet der Burger, „weil i grad vorbei komn, könnt 'n wir grad drüber reden, mei Alt! ha gmeint, du häst a paar Jäcklin über?“ „Könnst scho sein, daß ich noch juwa herbig, mehrer it, aber juwa...“ „Was verlangst denn?“ „Was halt gelten!“ „Könnst man s' sehen?“ „Warum it?“ Der Heiminger macht seinen Stallgatter auf, der Burger schiebt sich ihm nach... Neun junge rosige Schweine liegen an der Brust der Mutter, zuzzeln, schullen, dehnen wobligh ihre rosaroten Körper. „Ncht Tag noch“, meint der Heiminger, „acht Tag bhalt ich s' noch, sieben sind schon verstellt, wenn sie keines

verliegt, kannst zwei haben...“ er bückt sich, nimmt eines der knusprigen Tiere beim Fuß, hebt es hoch, hält das zappelnde quikende Tier dem Interessentem hin... Die Mutter unten im Stellen wird unruhig, hört ihr Junges quicken, fühlt die Leere an ihrer Brust, dehnt sich und streckt sich, knurrt und murrst... immer noch blarrt ihr Kind, da hebt sie sich auf, dreht ihren langen schlappigen Daud, grunzt hoch zu den Männern, vorsichtig läßt ihr der Heiminger ihr Kind wieder hin... macht den Preis mit 'm Burger fest, schlägt ihm in d' Hand... „Weil ich heut so grad kein guten Tag hab, ich geb dir drei Marz Draufgeld, damit 's fest ist“, der Burger zieht aus dem Hosensack seinen Beutel, zieht ihn auf, und zahlt an, jetzt bückt er sich zur Stalltür raus... „d' L e e h r e!“... „der hat was, heut“, sagt sich der Heiminger, isch it so gut aufglegt wie sonnt, was der haben könnt?

Beim Burger daheim sind sie im Stall, Burgerin und ihr Tochter, d' Josefa, er isch noch nicht da! Auf Aierschwang ging er heut, schon in aller Früh, aber heim kam er bis jetzt noch nicht. Die Josefa schiebt den Mist raus, legt grad den zweiten Karren voll auf, Burgerin milkt. Sie isch schon bei der Degenhauferin, dies isch ihre beste, gibt in die achtzehn Liter, da stoßt es den Hof rein... Er, der Burger... „Seid 's schon im Stall, hab Jäcklin kauft, beim Heimer dob, sind gut graden heuer dem seine“, er schiebt d' Josefa vom Mistkarren weg, gibt ihr seinen Stecken, gibt ihr seine Joppe in die Hand... „aber Vater mit der Sunntahofen...“ er schiebt den beladenen Karren raus, auf den Hausen, leert ihn an die richtige Stelle, nimmt die Gabel, breitet den Mist aus, gibt den Karren unter sein Dach, jetzt wieder im Stall nimmt er den Milchseiber hoch, schaut darunter... „biß ja bald soweit... hat die Bläß wieder so wenig geben: Was ich sagen möcht, war der Granter herent?“ „Ja, jetzt wird 's Sunnta, i hab gmeint, du bist denn gres?“ gibt sie an, „dent schon, aber er war it daheim!“

Es klopf, poltert, stoßt im Geäß. Vom Kastaniennaum, von seinem allerhöchsten Äste fällt eine Kastanie... fällt auf den Wirtstisch, darunter, springt hoch, läßt dabei die Schale liegen und hüpfet über den Tisch zu Boden, liegt als schwarzer Fleck auf dem hellen Kies... Die fallen ey aber... Der Burger, der Granter, der Wanger, der Bori sitzen am Tisch, alle auf einer Seite der Länge nach, dischgerieren, reden, lärmern... Meinung hin, Meinung her, und so geht es schon seit anderthalb Stunden... „Weil i jetz beim geh, morgen mäh ichs letzte Grummet“, redet der Granter... „Und dies Ausmachen?“ fragt der Burger, „bei mir gibt 's nir zum ausmachen... achtziebhundert sag it!“ „Ich a bißl weil, süßlich...“ „Achtziebhundert, kein Pfennig laß i nach, und wie glagt, die Degenhauferin dazu, sonnt auch alles, was recht isch“, beharrt



Nachfolgende Geschäfte und Gaststätten freuen sich auf Ihren Besuch



Löwenbräukeller Stiglmayerplatz
bekannt durch die berühmten Militär-Konzerte



Café Perzel am Marienpl.
Bekannt gute Küche alle Tageszeiten



Café Luitpold
Nachmittags u. abends Konzert



Weinhaus Birk, Kaufingerstr. 33
la Küche von früh bis abends
STIMMUNGS-SCHRAMMELTRIO

Bärenchenke Fürstfelder-
Straße 15
Das behagliche Mittag- u. Abendlokal

Café am Dom
Kaufingerstraße

Café Orlando di Lasso am Platz
nachm. Konzert **Täglich** abends Tanz

Hotel Stadt Wien am Hauptbhf.
Führende deutsche Kaffeehaus Kapellen
spielen täglich nachmittags und abends

Besucht die Vorstellungen der
„**DACHAUER**“ im „**PLATZ**“
gegenüber dem Hofbräuhaus



Groß-Konditorei **CAFÉ MACK**
Rosenstraße 11

KUNSTSCHULE „DIE FORM“
Zeichnen, Wildenbe Rust, Malerei in
eich, Ringenbung, Ubersatz, Sonntag-
schule, Skulptur, Platte in den Bau,
Bergern, Vorbereitung, l. d. Gassen, Ge-
rädler, Sonntags 1. U. Prof. Dr. 30. B. B. B.
preisverleihung, Staatl. anerk. Sum-
me geillert. Geogr. 1925. Wänden 23
Fein Reing. Koppl. 61. Tel. 34946.

Gut gepflegt
sind Sie im
gemütlichen
Vier Jahreszeiten-
Keller



Markensammler
erb. Inter. Nachr.
kostenlos
Markensmeyer
München, Baderstr. 49

Münchener Lehrwerkstätten
Modellzeichnen, Gebrauchsgraphik,
Zeichnen, Malen, Bandst. 17-18 Uhr,
Hohenzollernstr. 21, Fernruf 30149

Lehne
Auto-Motorrad
Kaufmann 66
Sprenizer
Tel. 13269

SCHULE FÜR DIE KUNST
von Adolf Schöcher in Idling (bairl.)
mit Lehrkräfte München, Odeonsplatz 2
staatl. anerk. : Allgem. Kunstzeitschrift

Kapellenstr. 1
erz. Lehrer Café Fankel
Lest die „Jugend“

HEINLOTH & Co KDT-
GES.
MÜNCHEN 2 NW • ARNULFSTR. 26.
FERTSPR. 52547 **KLISCHEE**

WENN **Photo — DANN Schaja**
MÜNCHEN, MAXIMILIANSTRASSE 32

Qualitätsdencke
Graph. Kunstanstalt W. Schütz
München, Herrnsr. 8-10 Telefon 20763

der Granter. „Dies ander, um dies
brauchst die it kümmern, da ließ sich mei
Alte scho it anfauch... also sag'n wir
schzieh“ „Achtzieh...“ „Und wegen deni
fäcklin, da isch eines nachder auch bis
dahin grad recht, da sag i dann auch it
nein... sagen wir schzieh-hundert-fußz“
meint jett der Bürger. „Dass epas zum
eisen da is, wird doch so wie so sein, oder
wie du gheirat daß, hast du 's Maßgeld die
Leut umsonst abgenommen, bei mir war
's wenigstens it so...“ gibt der Granter
an. „Ja, ja“, bellt jett der Bürger, „bei
Alti hatt mir 's heut schon schön gnug
hingrieben, wenn i it so grad zum tun
ghabt hätt, heut z' Nierichwang dent,
weiß Gott, wann i amal num kommen
wär.“ „Wie bei mir“, schreit der Granter,
„aber zum Schmeid hab i rüber müßen,
jonnst hätt mich z' Buch gruß keiner

ghehen, und daß wir uns jettzer da treffen
müßen, man trinkt halt auch amal a
Galbe.“ „Also, daß ich d' Red it vergiff:
schzieh-hundert-fußz!“ „Achtzieh-hundert!“
Der Gori mischt sich drein, „teilt sies
euch!“ „Boa Grund da“, is die Antwort
vom Granter. „Sagen wir nachder sieh-
zieh, weil 's da dran it happen soll...“
gibt jett der Bürger nach... Der Wanger
will sich auch drein mischen, bringt aber
nichts mehr raus, er hatt schon z' viel
Bier, der Geimer schlaft gar schon, und
der Gori müß ihn noch allweil aufrütteln,
daß er nicht von der Bank runter fällt,
weil die saubum Bank it amal a Gländer
hat... „aber jettzer kann ich 's nimmer
anhören“, redt jett der Gori, weil 's doch
auch mit was zrieden sein müßts, Granter,
so schon isst enter Sach doch it und
üßern Spözl redet man auch allerhand, bei

der Josefä isch aber schon gar nie auch
zum ausjehen, so fleißi wie die isch...
„Achtzieh“ bläret der Granter und zähln
möcht i auch, d' Wirtamarie steht schon
hinter ihm... „Neu Galbi!“ er nimmt
sein Stecken, hebt auf. „Wenns d' halt
meinft, daß jonnt it umgeh bei dir, nach-
der müß ich halt achtzieh geben“, gibt jett
der Bürger bei... „Ja, also, warum
denn so a langes Ored, Marie bring uns
no a Maß.“ „Zedischerwer einer!“ „Na,
na, der Bürger und i mitander eine...“
„Und die andern drei!“ „J woaff it was
die tun, möcht mir da auch it drei legen...
falt wird 's schon auf d' Nacht.“ „Und
im Kastanienbaum zirpt eine Grille, zirpt
und zirpt, vom Apfelgarten her weht es
den Duft reifer Früchte, laut und ver-
nehmlich schlägt die Kirchenuhr in die
Nacht... eif Uhr...“



Bertie

Zeichnungen von Oswald Mahura

Mahura und Dieterich auf Reisen

Im Stammlokal

Der Mensch braucht nicht nur ein Dach über dem Kopf und einen Bratbering auf dem Teller, er braucht auch ein Lokal. Eine Gaststube, wo er nichts ist als Gast,

wo er kommen und gehen kann, wie er will. Eine Tischdecke und einen Stuhl, darauf er sitzen kann, solange es ihm gefällt, allerdings nur bis zur Polizeistunde; das ist aber eine lange Zeit, wenn er früh genug eingetroffen ist. Und wenn er längere Zeit an einem Orte sich aufhält, dann braucht er sein besonderes Lokal, eben sein Stammlokal und seinen Stammpfad. Das mag verschiedene Gründe haben, nicht immer ist die Küche und die Beschaffenheit der Weine entscheidend. Manchmal ist es ein Mädchen, das schöne Augen hat und ein liebenswürdiges Wesen, manchmal ist es die Persönlichkeit des Wirtes, oder eine bestimmte Art von Gästen, die hier sich einkfinden, manchmal auch die Kämmlichkeit selbst. Jedenfalls ist es eine gewisse Atmosphäre, die Entscheidung ist eine Gefühlsache, wenn es nicht eine Zufälligkeit und eine stumpfe Gewohnheit ist. Man betritt das Lokal, gleich wie man gestimmt ist, und weiß es, und kommt wieder und kommt immer wieder.



Ein Vertreter

Das gäbe ein dickes Buch, wollte man darüber im Einzelnen seine Beobachtungen und Gedanken sammeln, und es könnte unmöglich eine langweilige Betrachtung daraus entstehen. Noch abgesehen von den standortsgemäßen Aneignen, die ihr natürliches Gepräge zeigen, bedingt durch die Landschaft und durch die Stammesart ihrer Bewohner. Und abgesehen von den Lokalitäten, wo die Weltbummler jeglichen Schlages jeweils ihre- gleichen treffen, oder die vertraute Empfindung verspüren, daß Leute ihres Schlages hier einkehren würden. Die einzelnen Gaststätten mögen noch so verschieden dem Außenstehenden erscheinen, sie haben doch ein Gemeinsames, das freilich ungebunden ist an sichtbare Außerlichkeiten, auf die man mit dem Finger deuten kann, so oft dies auch möglich ist.

Heute soll weder allgemein über diese Dinge die Rede sein, noch über ein besonderes Exemplar der geliebten und gegangenen Schenken weit und breit. Es soll nur bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß jede Einkehr eine Sache der Weltanschauung und des Gemütes ist und daß jedes Lokal seine heimliche Seele hat und sein Gebrauchsgegenstand oder Tummelplatz ist für taftlose Kämmmacher, Steckenpferdreiter und andere Sanswurst. Es sollte hier nur Gäste und Brüder geben, welchen Rang, und welche Berufe und Dienststellungen sie immer haben mögen, hier sollte dies alles für nichts gelten. Nur darauf dürfte es ankommen, ob einer ein Kerl ist und ein anständiger Kerl, oder nicht.

Wie dem sei, wir haben hier unser Stammlokal gefunden, da sitzen wir die verregneten Abende, um einmal im Tag etwas Warmes zu essen, und weil wir uns hier wohl fühlen. Der Wirt heißt Michel, die Wirtin ist die Frau Michel, das Haus heißt Solmserhof, nach dem Geschlechte der Grafen Solms benannt, deren Stammschloß in der Nähe steht, nebst einem größeren Park mit Weibern und Schwänen, und Mammutbäumen, die so selten sind,



Dieterich

daß sie sonst nirgends mehr existieren sollen.

In einem Abend hat unser Meister sämtliche Papierervierteln, die aufzutreiben waren, der Reihe nach vollgezeichnet. Einige der Skizzen seien wiedergegeben ohne Kommentar, sie sprechen durch sich selbst. Es sind Skizzen aus einem Lokal. Wer das Selbstbildnis des Meisters betrachtet, kann die Geschichte verstehen, die seinem gleichermassen spoppelbärtigen Gefährten passiert ist. Der schlenderte eines Mittags über die Wiesen hinunter zum Dorf. Der Regen hatte nachgelassen, die Sonne spielte hinter den Wolken hervor, auf der Straße lagen gelbe Blätter und Kastanienfalten. Da laßten zwei gediegene Tüppelbrüder an der gräflichen Gartenmauer entlang. Er rief ihnen ein fröhliches Servus entgegen. Die beiden erwiderten den Gruß, der Ältere nickte ihm vertraulich zu und meinte: „Auch auf der Keise!“ Wein, wir sind wirklich keine Herrenfahrer.

In unserem Lokal ist es gemütlich und warm. Wir spielen „Mensch ärgere dich nicht“ mit dem letzten Kurgast, dem Annschen, und mit Verti, der Hausstochter. Ein schönes altes Spiel, das nie aus der Mode kommen kann, solange es Menschen auf der Welt gibt. Annschen ärgert sich und trinkt aus Ärger ein kleines Bier nach dem anderen. Es ist aber nicht so gefährlich, man muß wissen, daß ein kleines Bier in Heßen kein kleines Bier in München ist. In einer Ecke sitzen zwei Keisene,



Im Wäpfer Jalljo. in N. 34

die gut essen und trinken und uralte Witze erzählen mit schallendem Gelächter.

Der Kanarienvogel pfeift ohne Saft und Wichtigtuerei durch Rauch und Stimmengewirr, ohne müde zu werden, gleich rein und ruhig. Er hängt jetzt an einer anderen Wand, weil der Ofen geheizt wird bei dem Gewitter, er verträgt die Hitze nicht. Er hat einen Nachtigallenschlag, es ist kein gewöhnlicher Kanarienvogel, wenn der Radiokasten eingeschaltet wird, verstimmt er erst eine Weile, dann pfeift und singt er mit. Ob er es aus Freude oder aus Boshaftigkeit tut, darüber haben wir uns lange herumgespritten. Ich glaube, daß er sich überhaupt nichts dabei denkt, er pfeift eben, wenn er

pfeift, und wenn er nicht pfeift, dann pfeift er eben nicht. Wir wollen es ihm gleichtun.

„Der Mann mit der Kofe“ ist nicht traurig, nur tiefinnig, er denkt sich, wenn wir alle Kanarienvogel wären ...



Noch ein Vertreter



Hans im Käfig

Hans im Käfig

DIE LUSTIGE JUGEND



„Schöne Li-Tang-Hu, hier ist Tee.“ — „Lass den Schmarrn, a Wiesen-Malk wür mer lieber.“

Vor Gericht

Angeklagter: „Die Kollé, die ich in dieser Angelegenheit spielte, war lediglich die eines Friedensstifters!“

„Und dabei schlugen Sie den Mann so lange, bis er besinnungslos liegen blieb.“

„Ja, sonst hätte er keinen Frieden gegeben.“

Eine böse Krankheitsfolge

„Ah, das freut mich, Sie schon auf den Beinen zu treffen, nachdem Sie so lange an der Grippe krank lagen. Also ganz gesund, keine Komplikationen nach der Grippe zurückgeblieben?“

„Doch, die Pflegerin ist meine Frau geworden.“

Kurzes Glück

Anwalt: „Zuerst haben Sie ganz glücklich mit Ihrem Gatten gelebt, bis er dann anfing Sie zu schlagen!“

Klientin: „Ja.“

Anwalt: „Und wann begannen diese Mißhandlungen?“

Klientin: „Auf dem Heimweg vom Standesamt!“

Richts mehr zu retten

Dame: „War es Ihnen denn gar nicht möglich, Ihren Kameraden zu retten, als die Kannibalen ihn gefangen genommen hatten?“

Afrikanerischer: „Nein, es war ganz unmöglich! Als ich anlangte, war er schon von der Speisefarte gestrichen!“

Teulich habe ich einen Floh aufgefunden. Er hatte ein herrliches Gebiß!“

„Oh, haß du es gesehen?“

„Ne, gefühlt!“

In Schottland

Besuch kommt. „Oh, entschuldigt nur, ich wußte nicht, daß ihr umzieht.“

„Wiezo?“

„Nun, die Möbel sind ja alle abgerückt!“

„Ach so, meiner Frau ist eine Kaffebohne aus der Mühle gesprungen, die suchen wir.“

Frage und Antwort

Er saß mit ihr auf einer Bank.

„Sind Sie noch in einem Mann begegnet, bei dessen Anblick alle Nerven in Ihnen zitterten, wo Ihnen das Herz bis zum Hals klopfte, vor dem Sie sich fürchteten und zu dem Sie von einer inneren Notwendigkeit getrieben, gehen mußten?“

„Doch einmal hatte ich das Gefühl.“

„Wann war es?“

„Als ich zu meinem Zahnarzt einen Zahn ziehen lassen ging!“

Der Unterschied

„Edi, kannst du mir den Unterschied zwischen Vorsicht und Feigheit erklären?“

„Vorsicht ist es, wenn man selber Angst hat. Wenn die anderen sich fürchten, ist es Feigheit.“

Verjshwendung

„Sag, Vater, was ist eigentlich Verjshwendung?“

„Verjshwendung, mein Sohn, ist zum Beispiel, wenn jemand, der einen Vollbart hat, eine Krawatte trägt.“



Der strenge Lehrer

Lehrer (der eben vorträgt): „Franz, was machst du mit den Händen unter dem Pult?“

Schüler: „Ich spize meinen Bleistift.“

Lehrer: „Wenn ich spreche, haß du nichts zu spizen als deine Ohren, verstanden?“

Richtig aufgefaßt

Lehrer (zum Schüler): „Sage aus dem Lied von der Glocke die Stelle auf, wo von der Gausfrau die Rede ist!“

Schüler: „Wehe, wenn sie losgelassen!“

Ein Glücklicher

Aufruhr im Kaffeehaus. Der Fahrstuhl ist zwischen zwei Stockwerken hängen geblieben. Ein Herr steht im Erdgeschoß und lacht aus vollem Hals.

Ein anderer meint: „Ich möchte wissen, was es da zu lachen gibt! Meine Frau ist in dem eingeflemmten Fahrstuhl!“

„Meine auch!“ sagt der Lachende.

Der Beweis

„Wer war an meinem Schnaps?“ „Ich nicht!“ „Bestimmt?“ „Ganz sicher, denn ich konnte die Flasche nicht aufbekommen.“

Er will kein Gott sein

Würzlers sind jung verheiratet. Kürzlich hat Frau Würzler nach dem Kochbuch eine Mehlspeise hergestellt. Würzler versucht sie und verzicht das Gesicht.

„Was ist denn das für ein Zeug?“ fragt er.

„Das ist Götterpeise“, erklärt seine Frau.

„Du sollst nicht für die Götter kochen“, meint da Würzler, „sondern für mich.“

Ein teurer Spaß

Mayer hat jetzt einen Fernsprecher. Als er abends heimkommt, begrüßen ihn seine drei Jungen strahlend:

„Du Vater, das Telephon funktioniert fabelhaft. Wir haben den ganzen Tag telephoniert mit Leuten, die auch eins haben. Sogar nach dem Ausland. Es hat alles fabelhaft geklappt.“

Ein tüchtiger Student

„Ja Erich, haß du gut abgeschnitten bei dem Examen?“

„Ausgeschnitten, Onkel. Auf allgemeinen Wunsch muß sogar eine Wiederholung stattfinden.“

Auch eine Erklärung

Der Lehrer erklärt seinen Schülern die Geige. „Was entsetzt, wenn ich mit dem Bogen über die Saiten streiche?“

Meldet sich der Kleine Fritz und sagt: „Ein krazendes Geräusch, Herr Lehrer!“



Zeichnungen von Liselotte Altenburg